

DER ESEL AUS DEM SCHOSS DES TIGERS

Beobachtungen in der Bundesrepublik und in der DDR / Von Amos Elon



Autor Elon

Ein Jahr lang reiste der israelische Journalist Amos Elon, 40, durch Deutschland diesseits und jenseits der Zonengrenze. In der DDR entdeckte er eine Gesellschaft, für die das Problem deutscher Vergangenheitsbewältigung überhaupt nicht existiert – so, als hätten sich die NS-Greuel „bei einem anderen Volk zugetragen, mit dem man nichts zu tun hat“. In der Bundesrepublik fand er eine „kleine, aber lautstarke Minorität“, die mit dieser Vergangenheit abzurechnen versucht – freilich auch, als „eine Hochburg der Restauration“, die deutsche Universität, die es verabsäumt habe, ihre eigene Rolle im Dritten Reich zu analysieren. Was Elon, gebürtiger Wiener und Auslandskorrespondent von „Ha'aretz“, Israels angesehenster Tageszeitung, darüber notiert hat, veröffentlicht der SPIEGEL in folgenden Auszügen. Sie entstammen dem Elon-Buch „In einem heimgesuchten Land“ (19,80 Mark), das in diesem Monat im Münchner Kindler Verlag erschienen ist.



Elon-Buch

Verdrängte Vergangenheit

In Westdeutschland versucht eine kleine, aber lautstarke Minorität, mit der grauenhaften Vergangenheit abzurechnen. Schriftsteller und Lehrer, Geistliche und Wissenschaftler bemühen sich, „die Vergangenheit zu bewältigen“, wie es in unübersetzbar Deutsch heißt. Dieser Versuch verleiht der Bundesrepublik eine eigentümliche intellektuelle Faszination. In keinem anderen westlichen Land könnte es geschehen, daß ausgerechnet Staatsanwälte in gewissen Fällen für die Pflicht zum Ungehorsam gegenüber der Obrigkeit und ihren Gesetzen eintreten, während es just freie Strafverteidiger sind, die sich auf die Pflicht zum Gehorsam gegen eben diese Obrigkeit berufen.

In der DDR liegen die Dinge anders. Auf den ersten Blick gibt es hier überhaupt kein „Bewältigungsproblem“. Zwar findet man ehemalige Nazis in wichtigen Positionen; doch haben sie wenigstens keine Ministerposten in der Regierung inne, wie bis vor kurzem in Bonn. Kein Kommentator der berühmten Nürnberger Rassengesetze fungierte hier je als Schlüsselfigur im Vorzimmer des ostdeutschen Staatsoberchefs, wie in Bonn ein Globke während der Ära Adenauer. Die Ostdeutschen

wollen mit der nationalistischen Vergangenheit gebrochen haben.

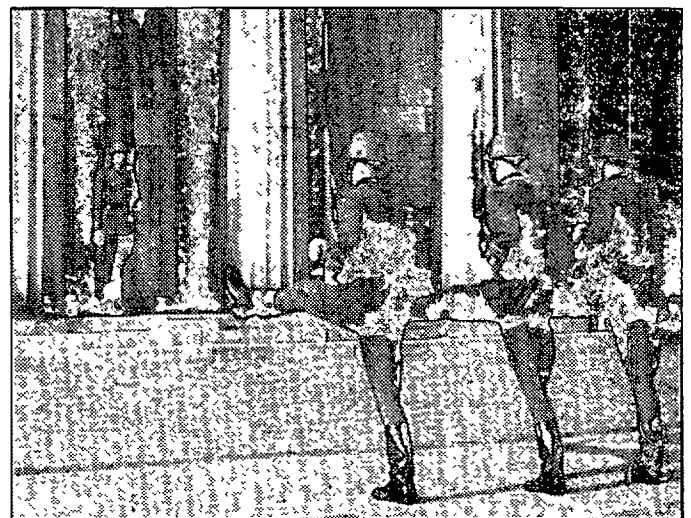
Kinder sind die besonderen Lieblinge des Regimes, wie in jedem kommunistischen Land. Es ist ein deutsches Paradox, daß die Bemühungen der DDR um die Hebung des Bildungsniveaus verhältnismäßig größer sind als die der viel reicheren Bundesrepublik. Die DDR ist auf dem Wege, die zehnklassige Schule obligatorisch zu machen; in Westdeutschland bleibt die achtklassige Schule die Norm. Allzu viele Kinder besuchen immer noch einklassige Dorfschulen, aus deren primitiver Atmosphäre erfahrungsgemäß viele KZ-Sadisten hervorgegangen sind. Die DDR hat im Verhältnis zur Bevölkerungszahl fast doppelt soviel Hochschüler wie Westdeutschland. Studentische Korps und Burschenschaften – einst Brutstätten des Nationalismus und des Rassenwahns – die im westdeutschen Universitätsleben wieder ihren Unfug treiben, sind in der DDR abgeschafft.

In der DDR bemüht man sich um die junge Generation. Unter anderem versucht man, die Jugend mit den Verbrechen des Naziregimes bekanntzumachen – unverblümt und unverschönt von allerlei Umschreibungen und Auslassungen, wie es in Westdeutschland manchmal noch geschieht. Trotz häufi-

ger einschlägiger Sendungen im Fernsehen gibt es in Westdeutschland noch Kinder, die nie von einem KZ gehört haben. Anderen wird von ihren Eltern und Lehrern erklärt, daß man der „Greuelpropaganda nicht ohne weiteres glauben könne, so schlimm sei es nicht gewesen“. Solche Kinder findet man in der DDR viel seltener. Der Unterricht über die Nazizeit beginnt in den niedrigsten Klassen, oft sogar im Kindergarten. In den höheren Volksschulklassen und im Gymnasium dauert er fort; im Lehrplan beansprucht er einen Raum wie nirgends in Westdeutschland.

Die Ansätze für eine erfolgreiche „Bewältigung“ der Vergangenheit in der DDR wären also vorhanden. Und doch ersticken die meisten Versuche, die Vergangenheit ehrlich aufzuarbeiten, bereits im Keim.

Die ostdeutschen Schulbücher über die Nazizeit verlieren sich im oberflächlichen, irreführenden Parteijargon. „Junker“ und „Großindustrielle“ allein seien an allem schuld. Die Gestapo erscheint als Produkt der Hochfinanz. Auschwitz und Treblinka präsentiert man als Instrumente der Ruhrindustrie. Fast könnte man glauben, erst die Bankiers hätten Hitler und Genossen zum Rassismus bekehrt. Die Verfasser dieser



Westdeutsche Korporations-Studenten, ostdeutsche Volksarmisten: „In einem heimgesuchten Land“

Treffpunkt
anspruchsvoller Gäste
aus aller Welt

HOTEL **Hannover**
INTERCONTINENTAL
Telefon 169 11 · Telex 923 656



DEUTSCHLAND

Schulbücher klopfen sich gegenseitig wohlwollend auf die Schultern.

In der ostdeutschen Stadt Halle besuchte ich eine Oberschule. Die Geschichtslehrerin zeigte mir den offiziellen Leitfaden zum Geschichtsunterricht. Auf Seite 4 heißt es dort: „Die Schüler sollen feste Überzeugungen und exakte Kenntnisse von der Gesetzmäßigkeit des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus und des Niedergangs des Imperialismus erhalten.“ In der achten Klasse wohnte ich einer Lehrstunde bei. Sie war dem Thema „Faschistische Diktatur in Deutschland“ gewidmet. Neun Unterrichtsstunden sind dafür vorgesehen.

Die Lehrerin, eine aschblonde Dame Anfang Vierzig, das Parteiabzeichen am Aufschlag des sportlich geschnittenen Wollkostüms, faßte die Ereignisse des Jahres 1933 ungefähr so zusammen: Industrielle aus dem Ruhrgebiet, die bis zum heutigen Tage die Bonner Politik entscheidend bestimmen, trafen sich in geheimer Sitzung in Berlin mit adeligen

Kein Wunder! Die DDR ist fast „judenrein“.

Der letzte Jude ihrer Stadt starb, nach Angaben des jüdischen Gemeindevorstehers von Leipzig, drei Jahre vorher. Und da es in der DDR keine jüdische Leichenbestattung und nur noch einen einzigen Rabbinen gibt, der gerade anderweitig beschäftigt war, wurde der Tote von städtischen Totengräbern bestattet.

Ich fragte die Schüler, was eigentlich aus den Juden geworden sei, die vor dem Krieg hier gelebt hatten.

„Viele sind ausgewandert“, meldete sich ein Junge, „andere wurden im Krieg getötet.“

Wer hat sie denn getötet? „Die Faschisten.“

Wer waren denn diese Faschisten? Deutsche? Spanier? Kamen sie vom Mond? Waren Leute aus dieser Stadt dabei?

Hier griff der Lehrer mit einer Frage ein: „Wie kam es zur Hitler-Diktatur



Schulunterricht in der DDR: Neun Stunden für die Diktatur

Offizieren, um die Möglichkeiten eines Angriffskrieges gegen die Sowjet-Union zu besprechen. Es wurde beschlossen, die Schreckensherrschaft des Faschismus einzuführen, um friedliebende Arbeiter und Bauern daran zu hindern, an die Macht zu kommen.

Frage: „In welchem Teil Deutschlands sind die Arbeiter und Bauern heutzutage an der Macht?“

Antwort: „In der Deutschen Demokratischen Republik.“

Frage: „Wo regieren Adelige und Großbankiers?“

Antwort: „In Westdeutschland.“

Frage: „Was wollen sie?“

Antwort: „Krieg.“

In einer kleinen Kreisstadt in Sachsen am Fuß des Erzgebirges verbrachte ich einige Stunden in der Schule, einem altersgrauen Backsteinbau aus wilhelminischer Zeit. Ich durfte den Schülern eine Frage stellen.

Einige machten neugierige Gesichter, andere lächelten steif. Ja, gaben sie zu, ich wäre der erste Jude, dem sie begegneten.

in Deutschland?“ Viele Hände hoben sich. Ein stämmiger Junge mit auffallend blauen Augen kam zu Wort.

„Die Schreckensherrschaft des Faschismus begann in Deutschland am 30. Januar 1933“, rezitierte er einen auswendig gelernten Text. „Imperialistische Elemente des Finanzkapitals verbanden sich mit Offizieren der Wehrmacht, um die Kommunistische Partei Deutschlands auszurotten. In den Konzentrationslagern ermordeten sie viele Arbeiter und Juden. Das Volk litt schwer. Mehrere Male versuchte man, Hitler zu erschießen. Aber er war zu gut bewacht.“

Es ist eine der erstaunlichsten Entdeckungen, die man auf einer Reise durch die DDR macht: Trotz der im Vergleich zu Westdeutschland verhältnismäßig offeneren Behandlung der nationalsozialistischen Greuelthaten in den Schulen und in der staatlich gesteuerten Jugendbewegung findet man hier viel seltener jemanden, der sich irgendwie für die Vergangenheit verantwortlich fühlt. Manchmal hat man geradezu das Gefühl, die DDR sei während des Krieges ein besetztes Land wie Polen oder Frankreich gewesen, mit einer — selbstverständlich kommunistischen —

Untergrundbewegung, die alliierte Flieger an kriegswichtige Ziele gelotst und Eisenbahnzüge in die Luft gesprengt habe. Bezeichnenderweise gibt es im Museum zu Auschwitz neben der Pavillons von Opfernationen wie Polen oder der Tschechoslowakei auch einen DDR-Pavillon.

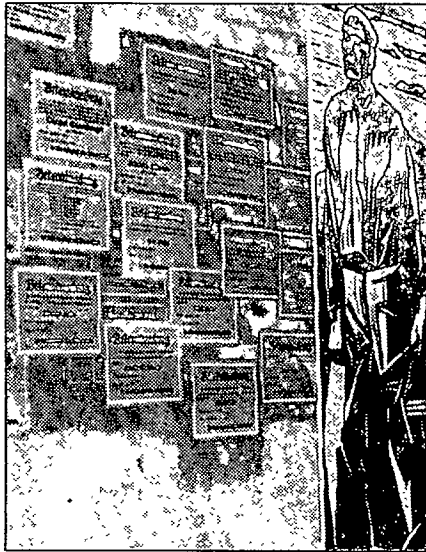
Die DDR — eine Opferration? Ein polnischer Fremdenführer in Auschwitz — Parteimitglied laut Abzeichen am Rockaufschlag — wurde rot vor Ärger, als beim Rundgang durch das ehemalige Todeslager die Rede auf den Pavillon der DDR kam. „Unverschämte“, sagte er, „eine Frechheit sondergleichen.“ Dann zuckte er die Achseln und hob die Arme zu jener vielsagenden Gebärde der Hilflosigkeit, die man in den kommunistischen Ländern so oft bemerken kann. „Eine Vorschrift aus Warschau“, erklärte ein junger Photograph aus Krakau. „Unverschämte“, sagte der Fremdenführer nochmals. „Verrückte Welt.“

Die ostdeutschen Parteifunktionäre sehen in der DDR nicht nur einen selbständigen, sondern auch einen neuen Staat, einen Staat ohne inneren Zusammenhang mit der deutschen Vergangenheit, die ihrer Ansicht nach nur in Westdeutschland weiterlebt. „Das ist ganz einfach. Wir nehmen die Zukunft und überlassen Bonn die Vergangenheit“, lautet die bezeichnende Antwort eines DDR-Funktionärs auf die Frage, wie Ost-Berlin den 20. Jahrestag des Kriegsendes begehen werde.

Selbst Menschen, die sonst der offiziellen Propaganda gegenüber äußerst skeptisch sind, scheinen es bequem zu finden, wenigstens diesen Standpunkt voll zu teilen. So befreien sie sich mit einem Schlag von unangenehmen Gewissensbissen. Vielleicht ist das der größte Propagandaerfolg des Regimes. Man spricht von den Greueln der nationalsozialistischen Zeit fast so, als hätten sie sich bei einem anderen Volk zugetragen, mit dem man nichts zu tun hat.

Ein alter Sozialdemokrat in Leipzig, dem diese Verschiebung des geschichtlichen Bewußtseins Kummer macht, weil er sie für moralisch falsch und politisch gefährlich hält, sagt: „In Westdeutschland betrachten die jungen Leute die Hitlerzeit wie lang zurückliegende Geschichte. Hitler ist fast so historisch wie Napoleon. Das kann man verstehen. Hier aber befassen sie sich mit dem Thema so unpersönlich, als handele es sich um ein Menschenmassaker im Kongo, geplant und ausgeführt vom gleichen imperialistischen Finanzkapital. Das ist weder zu verstehen noch zu verzeihen. Mit ihnen persönlich — mit der Geschichte ihres Landes, mit ihren Vätern, Onkeln, Vettern, Müttern, Tanten und Basen — hat das alles angeblich überhaupt nichts zu tun. Schuld an Auschwitz waren nicht wirkliche, lebendige Menschen. Schuld war ein anonymes System, das angeblich in Bonn weiterlebt. Kein Mensch der DDR soll diesem System je angehört haben — es sei denn, er wäre in den Westen geflüchtet. Dann wird er plötzlich auch zum Nazi.“ Die DDR gibt sich, als wäre sie im Verlauf eines Erbsprungs der Natur dem Schoß einer Tigerin als friedlicher Packesel entsprungen.

Ungewollt kommt hier das Ausland der DDR zu Hilfe. Westdeutschland besteht auf seinem Alleinvertretungs-



DDR-Pavillon in Auschwitz
„Ein polnischer Fremdenführer ...“

recht für das ganze Deutschland; es betrachtet sich als einzig legitimen Nachfolgestaat des „Dritten Reiches“. Als solcher zahlt es Wiedergutmachungen. Kein Wunder also, daß das Ausland, wenn es von der historischen Schuld Deutschlands spricht, vor allem die Bundesrepublik meint. Berichte über antisemitische Ausschreitungen in Westdeutschland werden publiziert, in erster Linie in Westdeutschland selbst; Friedhofschändungen in der DDR bleiben dagegen unbekannt. Sogar ostdeutsche Angriffe auf den „jüdischen Imperialismus“ ignoriert man meist, selbst in der israelischen Presse. Das kommt daher, daß die DDR im Bewußtsein des Auslands ein Vakuum geblieben ist: Spricht man im Westen von Deutschland, so meint man die Bundesrepublik; spricht man vom „kommunistischen Lager“, so rechnet man die DDR nur selten dazu.

Auch in der ostdeutschen Nachkriegsliteratur findet man, in krassem Gegensatz zur westlichen, erstaunlich selten Sujets, die tiefer in die Nazizeit eindringen — auch im marxistisch-doktrinären Sinn. Romane wie „Billard um halbzehn“ und „Ansichten eines Clowns“



DDR-Schriftsteller Zweig
... wurde rot vor Ärger“

von Heinrich Böll, die sich mit dem Schuld- und Generationsproblem beschäftigen, oder „Die Blechtrommel“ und die „Hundejahre“ von Günter Graß gibt es in der DDR nicht. Auch die jüngeren Intellektuellen sind offensichtlich weniger als ihre westdeutschen Kollegen von Schuldgefühlen geplagt.

Mag sein, daß die ostdeutsche Literatur zu sehr im Kampf gegen den parteidiktierten sozialistischen Realismus und für abstrakte Kunst und Kafka engagiert ist — ein Kampf, der in Polen längst und in der DDR noch lange nicht gewonnen ist. Aber ist vielleicht gerade das bequeme Sich-Herausmogeln ein weiterer Grund dafür, daß die ostdeutsche Nachkriegsliteratur im Gegensatz zur ungarischen oder polnischen im großen und ganzen so miserabel ist?

Seit dem Tode Bertolt Brechts ist aus der DDR kein einziges wirklich großes Buch gekommen. Und sogar Brecht schuf bekanntlich nach seiner Rückkehr aus der Emigration nach Ost-Berlin nichts mehr von großem Rang. Das gleiche kann man von anderen Schriftstellern behaupten, die nach dem Krieg nach Ostdeutschland zurückkehrten. Ludwig Renn, Arnold Zweig, Anna Seghers und Johannes R. Becher. Die Hoffnung auf die Schubläden ist wahrscheinlich vergeblich, wie sie das auch 1945 war. Vielleicht befindet sich die DDR in dieser Hinsicht in einer ähnlichen Situation wie das literarisch verstummte Österreich. Auch dieses Land versucht, sich aus der historischen Verantwortung herauszuschwindeln. Es bekundet sich seit 1945 als „Opfer des Faschismus“, obwohl es hier relativ mehr Nazis gegeben hat als in Deutschland und obwohl Hitler aus dem österreichischen Braunau stammte. Kunst geht nicht auf einer Lüge.

Der greise Arnold Zweig, den ich als Kind in Israel kennengelernt habe, wo er während des Zweiten Weltkrieges lebte, bewohnt heute eine nette kleine Villa in einem Ost-Berliner Prominentenviertel. Er ist Mitglied der Volkshammer. Zweig sagte: „Hier in der DDR gibt es überhaupt kein ‚Bewältigungsproblem‘, wie drüben. Drüben hat ja die Bewältigung mehr mit der faschistischen westdeutschen Gegenwart zu tun als mit der Vergangenheit. Wir sind mit der Vergangenheit fix und fertig. Man hat sie nicht bewältigt. Man hat sie ausgekotzt.“

Wie man das gemacht habe, frage ich Herrn Zweig.

„Man hat die großen Konzerne aufgelöst und die Junker hinausgeworfen. Hier gibt es keine Nazis an der Spitze wie drüben. Ja, sogar Heinrich Lübke soll einer gewesen sein!“

„Aber, bitte, rege dich nicht auf“, beschwichtigt Frau Zweig den alten Mann.

„Hier gibt es doch auch ehemalige Nazis in der Armee, in der Polizei und im Regierungsapparat“, werfe ich ein.

„Gewiß, aber sie alle haben die politischen Irrtümer ihrer Vergangenheit eingesehen“, antwortet Herr Zweig.

„Das kann ja auch in Bonn der Fall sein.“

„Unmöglich“, erwidert Herr Zweig. „Dort hat sich nichts geändert. Dieselben Konzernherren regieren weiter. Das ist Nazismus in neuer Form.“

Wo es so wenig Schuldgefühle gibt, ist es nicht verwunderlich, daß an Opfer des Nationalsozialismus auch keine Wie-

dergutmachung geleistet wird. Als sogenanntes „Opfer des Faschismus“ hat man in der DDR lediglich Vorrechte bei der Zuteilung von Wohnungen und Anspruch auf eine kleine Altersrente von etwa 450 Mark. Man erhält sie, wenn man das fünfundfünfzigste Lebensjahr erreicht hat; normalerweise beginnt die Altersrente im sechzigsten Jahr. Andere Vergünstigungen gibt es nicht. Es gibt keine Wiedergutmachungsleistungen wie in Westdeutschland, weder für geraubtes Vermögen oder ehemals „arierten“ Besitz noch für erlittene Qualen im Konzentrationslager, für berufliche Nachteile und dergleichen. Ein diesbezüglicher Brief des Präsidenten des jüdischen Weltkongresses, Dr. Nahum Goldmann, an die Regierung der DDR bleibt seit 1952 unbeantwortet.

Die Regierung der DDR geht so weit, es ausländischen Juden möglichst schwer zu machen, ihren Ansprüchen auch in Westdeutschland Geltung zu verschaffen. Es ist den Provinzbehörden untersagt, ehemaligen jüdischen Bewohnern Leipzigs oder Dresdens, die heute in Amerika leben, die nötigen Grundbuchauszüge und Beglaubigungen von Urkunden auszustellen, die ihren Vorkriegsstatus beweisen und von den westdeutschen Wiedergutmachungsbehörden verständlicherweise verlangt werden. Kein führendes Parteimitglied, mit dem ich sprach, konnte mir die Ursache dieser herzlosen Obstruktion (die nicht einmal der DDR Geld erspart, sondern im Gegenteil die Bundesrepublik belastet) befriedigend erklären. „Die Wiedergutmachung muß dort erfolgen, wo die Verbrechen begangen wurden und wo die Verbrecher heute noch sitzen, nämlich in Westdeutschland“, erklärt der ostdeutsche Außenminister Otto Winzer, der selbst jüdischer Abstammung sein soll.

Er scheint das Schicksal des ebenfalls jüdischen Politbüro-Mitglieds Paul Merker im Gedächtnis zu haben. Merker wanderte 1953 ins Zuchthaus: Man warf ihm vor, die „Verschiebung von deutschem Volksvermögen“ geplant zu haben. Jahre zuvor hatte er in der mexikanischen Emigration geschrieben: „Die Entschädigung des den jüdischen Staatsbürgern zugefügten Schadens erfolgt sowohl an die Rückkehrer wie an diejenigen, die im Ausland bleiben wollen.“ Zur gleichen Zeit wurde der jüdische Chefredakteur des Parteiorgans „Volkswacht“, der Altkommunist Erich Jungmann, seines Postens enthoben. Auch er hatte in der Emigration gefordert, daß „alle den deutschen Juden zugefügten Schäden vom deutschen Volk, bevorzugt vor allen anderen Schäden, wiedergutmacht werden“.

Zwei Hauptgründe gibt es für die Weigerung der DDR, Wiedergutmachung zu leisten, sagt ein Funktionär im Ost-Berliner Propagandaamt. „Erstens sind wir, im Gegensatz zu Bonn, nicht bereit, den Juden (er sagt ‚Juden‘, nicht Israel) Geld zu geben, damit sie Waffengeschäfte mit Bonn machen ... Zweitens haben wir es nicht nötig. Wir haben den Faschismus in diesem Teil Deutschlands ausgerottet. Eine neue Gesellschaft ist entstanden. Das ist die größte moralische Leistung, die wir den Opfern des Faschismus haben bringen können. Sie wiegt schwerer als irgendeine materielle.“

Bei einem solchen Mangel an Schuldgefühlen ist es auch nicht verwunderlich, daß es im Frühling 1965, anlässlich des Ulbricht-Besuches in Kairo, zu ei-



Jüdischer Gottesdienst in Ost-Berlin: „Die DDR ist fast jüdenrein“

ner häßlichen anti-israelischen Hetzkampagne kam.

Nur wenige Juden sind in der DDR verblieben. Man schätzt ihre Zahl auf rund 1800. Etwa 1600 sind Mitglieder der staatlich subventionierten israelitischen Kultusgemeinde. 1946 gab es in der DDR fast doppelt so viele Juden. Seitdem entkamen einige Hundert in den Westen, andere starben. Es ist eine absterbende Gemeinde. Nach Angaben des Ost-Berliner Magistratsbeamten Schenk — im Nebenberuf jüdischer Gemeindechef — sind 90 Prozent der Juden Ostdeutschlands älter als 50 Jahre. 76 Prozent sind über 60. Nur 8 Prozent sind jünger als 20 Jahre.

Herr Hennig, Vorsitzender der Leipziger Gemeinde, zieht ein bedrucktes Blatt Papier aus der Schublade, eine statistische Aufstellung. Vor dem Krieg lebten in Leipzig 18 000 Juden. Heute sind 115 Seelen übriggeblieben — 42

Frauen und 27 Männer über 60, fünf Männer und sechs Frauen unter 30.

Die „Endlösung“ der Judenfrage wird in diesem Teil Deutschlands binnen weniger Jahre ... durchgeführt sein.

Beispiel der Restauration

Die westdeutsche Universität ist eine Hochburg der Restauration. Vergleichen man im öffentlichen Leben des Landes lange suchen muß. Wenn in Westdeutschland von der „Restauration“ die Rede ist, meint man meist die Restauration jenes nationalen Konservatismus, aus dem so viele Deutsche einst spielend leicht in den Nazismus umschwenkten. Die Universitäten sind vielleicht das krasseste Beispiel dieser Restauration. Die Restauration scheint mitschuldig zu sein an ihrer Sterilität.

Westdeutschland hat seit 1945 ein neues und besseres politisches System. Es hat neue Parteien und eine neue



Immatrikulation in Hamburg: „Untertänigkeit kommt hier zur Schau“

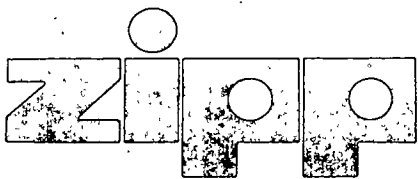


Reißverschlüsse sind einfacher. Man muß nichts knöpfen. (Und wie leicht springen Knöpfe ab!) Ein Zug und die Hose ist zu.

Reißverschlüsse sind sicherer. Man muß nicht nachschauen. (Wie schnell sind Knopflöcher ausgeweitet!) Einmal zu und die Hose bleibt zu.

Reißverschlüsse sind männlicher. Sie erlauben jede Bewegung. Ob man steht, geht, sich bückt oder läuft... die Hose sitzt!

Reißverschluß — der Hosenverschluß für Männer — ganz sicher von ZIPP.



ganz sicher zipp-sicher

Presse. Sogar die Armee ist, wie es scheint, gründlich reformiert; neue Regeln sind an die Stelle des alten Prinzips vom absoluten Gehorsam getreten. Es klingt unwahrscheinlich, aber deutsche Soldaten — die einst „in den Schuhen zittern“ sollten, wenn ein Offizier oder Feldwebel in Erscheinung trat — sind heute weniger Schikanen ihrer Vorgesetzten ausgesetzt als französische, englische oder amerikanische. Nur die deutsche Universität hat als einzige von den wichtigsten Einrichtungen des öffentlichen Lebens — von der international gebundenen römisch-katholischen Kirche abgesehen — in ihrem inneren Aufbau den großen Zusammenbruch von 1933 bis 1945 fast unverändert überlebt, als ob nichts geschehen wäre.

Sie war an diesem Zusammenbruch nicht unschuldig. Der Geist ihrer Lehre, besonders in den Fächern Jus und Germanistik, aber auch in Theologie und Medizin, diente gewollt oder ungewollt dem Nationalsozialismus. Gewollt oder ungewollt — er rechtfertigt jedenfalls ein System, das in den Gaskammern kulminierte. Nach 1945 drückten sich die Universitäten vor der Aufgabe, ihre eigene Rolle im „Tausendjährigen Reich“ zu analysieren.

Jene Lehre, die die Politiker 1948 aus der Vergangenheit gezogen hatten und die sie in einer weisen neuen Verfassung zum Ausdruck brachten, jene Lehre zogen die Universitäten nicht. Nach 1945 kehrten sie zu dem traditionellen Ausgangspunkt zurück, von dem aus wenige Jahre vorher ein ominöser Weg unter „idealistischer“ Verklärung in den Nationalsozialismus geführt hatte.

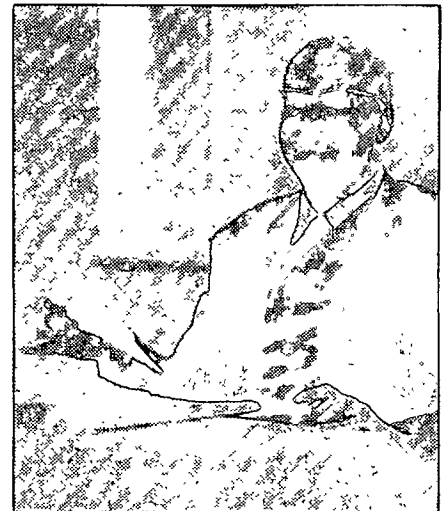
Der hierarchische Aufbau der deutschen Universität hat seinerzeit ihre totale Unterwerfung unter die Nazis erleichtert. Auch heute ist sie eine straff reglementierte, streng hierarchisch gegliederte Organisation. Professoren regieren wie kleine Götter. Assistenten und Dozenten, die in anderen Ländern zu unabhängigen Leistungen gelangen können, sind kraft dieses Systems in vielen Fällen weiter nichts als gehobene Laufburschen, Ghostwriter und Zettelkastenmacher für den allmächtigen Herrn Professor. Teamwork — unerlässlich in der modernen Wissenschaft — wird dadurch ungemein erschwert.

Auch das ist ein wichtiger Grund, warum Westdeutschland, nach den Worten Heisenbergs, in der wissenschaftlichen Forschung „eine untergeordnete Rolle“ spielt und warum fähige junge Forscher abwandern, weil sie keine Entfaltungsmöglichkeiten finden.

Die Katzbuckeleien und die Unterwürfigkeit vor dem Professor, die man an deutschen Universitäten zu sehen bekommt, findet man in den angelsächsischen Ländern oder in Frankreich kaum. Nicht Höflichkeit oder Ehrfurcht, nein, Untertänigkeit kommt hier zur Schau. Bei Vorlesungen und Seminaren an westdeutschen Universitäten fällt einem immer wieder auf, wie viele Studenten lediglich mitschreiben, was der Professor vorträgt, und wie wenige — im Vergleich etwa mit einer französischen, englischen oder amerikanischen Universität — das Bedürfnis fühlen, Fragen zu stellen.

Diese Gewohnheit beginnt anscheinend bereits im Gymnasium. Dr. Reinhard Tausch, ein deutscher Erzieher, verglich 1964 das Verhalten westdeutscher und amerikanischer Kinder in der Klasse. Er fand heraus, daß amerikanische Schüler durchschnittlich 7,3 Fragen je Stunde stellen, westdeutsche lediglich 2,2. Äußerst selten sage ein deutscher Lehrer „Danke“, klagte Tausch. Der deutsche Lehrer sei im Vergleich zu seinen amerikanischen Kollegen äußerst „autokratisch“. Tausch folgerte: „Autokratie in den Schulen ist der Diktatur in der Gesellschaft verwandt.“

Ein westdeutscher Student hat es erheblich schwerer als etwa ein amerikanischer oder englischer, ein persönliches Verhältnis zu seinem Professor herzustellen. Nun herrscht heute an den meisten Universitäten der Welt ein Massenbetrieb, der eine wirkliche „universitas“, eine Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden, erschwert, aber es gibt Abstufungen. Nur einmal in den vielen Monaten, die ich in deutschen Uni-



Theologieprofessor Thielicke
„Das ist halt so bei großen Männern“

versitätsstädten verbrachte, traf ich einen Studenten, der von sich sagen konnte, er habe seinen Professor privat besucht.

Ein seltsames Standesbewußtsein trennt deutsche Professoren selbst von ihren persönlichen Assistenten. Von etwa zwei Dutzend geselligen Abenden in westdeutschen Professorenhäusern, an denen ich teilgenommen habe, waren nur einmal — in Berlin — die „Stände“ vermischt! Ein Rektor wird hier nicht mit „Herr Rektor“ oder „Herr Professor“ angesprochen, sondern mit „Magnifizenz“ und darüber hinaus in der dritten Person: „Wenn Magnifizenz wünschen, werde ich Magnifizenz dieses Buch überlassen.“

Auch der Dekan einer Fakultät ist kein gewöhnlicher Sterblicher. Er ist eine „Spektabilität“ und wird als solche ebenfalls in der dritten Person angesprochen. „Erlauben mir Spektabilität, diesen Satz im Sinne der Vorschläge von Spektabilität umzuschreiben.“ Nicht jeder Student hält sich an diese Bräuche. Aber es sind immer noch genug, um mancher westdeutschen Universität etwas „vom Flair einer italienischen Operette“ zu geben.

In Hamburg besuchte ich den bekannten Theologieprofessor Helmut



Ex-Rektor Wenke
„Die deutsche Universität ...“

Thielicke. Ich war für fünf Uhr bestellt. Die Sekretärin ließ mich über eine Stunde vor ihrer Tür stehend warten. Als ich es nach sechs Uhr wagte, mich in Erinnerung zu bringen, antwortete sie schroff: „Daran müssen Sie sich gewöhnen. Das ist halt so bei großen Männern.“

Nur ungern würde ich ein Schüler des großen Mannes sein, geschweige denn sein Assistent. Solche Vorfälle, versicherten mir Kenner der Lage, sind an den meisten westdeutschen Universitäten keine Seltenheiten.

Zugegeben, es sind Äußerlichkeiten. Anderswo könnte man sie als belanglos abtun. Nicht, wie es scheint, hier. Im Gespräch drückte der Professor tiefes Bedauern und schwere Besorgnis über den „Rückgang“ des Nationalgefühls in der deutschen Jugend aus. So gehe es nicht, meinte er. Warum nicht? Ja, weil das Nationalgefühl ungeheuer wichtig sei. Warum? Weil sonst nichts da wäre, wofür man sterben könnte, sprach Hamburgs führender Theologieprofessor. Es sei ein Jammer, daß man die erste Strophe des Deutschlandliedes nicht überall singe. Das mit dem „Deutschland über alles“ sei nichts weiter als „historische Patina“. Dagegen sei es ein „Glück“, daß beim Ost-Berliner Aufstand von 1953 die neue schwarzrotgoldene Fahne geweiht worden sei, und zwar mit Blut. Warum man denn die Nationalfahne gerade mit Blut beschmieren müsse? „Ja warum“, rief der Professor, „weil sie sonst nichts ist als ein Fetzen Textil.“

Wo so viel Autoritarismus herrscht und Professoren außerdem noch Staatsbeamte sind, haben es Außenseiter und Nonkonformisten schwerer als an den Universitäten anderer Länder.

Der Historiker Golo Mann berichtet über ein Gespräch, das er einmal mit einem „sehr bekannten“ deutschen Philosophieprofessor hatte: „Er habe nichts mit Politik zu schaffen, bemerkte der Professor. Aber würden Sie nicht versuchen zu helfen, wenn das Haus in Flammen stünde? Nein, antwortete er bedächtig, wenn das Haus brenne, würde

er die Feuerwehr rufen. Mit dem Feuer zu kämpfen, eine politische oder ökonomische Krise zu bewältigen, das war für ihn ein Handwerk, das gelernt sein wollte. Er, der Professor, hatte es nicht gelernt. Er hatte vielmehr gelernt zu philosophieren... Mischte sich aber einmal ein Professor in die Politik, dann war es die selbstverständliche Sache, daß er dabei die Interessen des Staates vertrat und ihm mit historischen Argumenten den Rücken stützte.“

Diese kleine Anekdote hilft dem Außenseiter, das ansonsten rätselhafte Versagen mancher anständiger und humaner Professoren in der Nazizeit zu verstehen; gleichzeitig wirft sie ein scharfes Licht auf eine Geistesverfassung, die — wenngleich in geringerem Umfang als zwischen 1933 und 1945 — auch heute noch andauert. Universitäten sollten Stätten zur Erforschung der Wahrheit sein. Sie sollen Wissen vermitteln und der jungen Generation helfen, den moralischen Halt zu finden, den sie sucht. Wo aber der Gebildete



Ex-Rektor von Pölnitz
... hat den Zusammenbruch überlebt ...

aus falsch verstandenem Professionalismus politisch abdankt, wo Standesgesinnung stärker ist als die Forderung nach politischer und moralischer Sauberkeit, dort ist es auch nicht „contra bonos mores“, daß ehemalige Naziprofessoren weiter lehren, daß sie Dekane sind, ja sogar Rektoren werden und in der Öffentlichkeit feierlich den Geist ihrer Universität repräsentieren können.

Einer der bekanntesten Fälle dieser Art ist der des Professors Hugo Moser, den die liberale Hamburger „Zeit“ vergebens zum Testfall machen wollte. Trotz aller Proteste wurde er 1964 zum Rektor der Hauptstadt-Universität Bonn gewählt, die in einer Selbstrechtfertigung erklärte, der Germanist Moser, dessen „akademische“ Vergangenheit im Dritten Reich in der Presse herausgestellt wurde, sei unschuldig, denn er habe nur das „damals Übliche“ getan... (Was bei einer Universität, die 1934 dem Schriftsteller Thomas Mann die Ehrendoktorwürde aberkannt hatte, doppelt ominös klang. Es ist übrigens

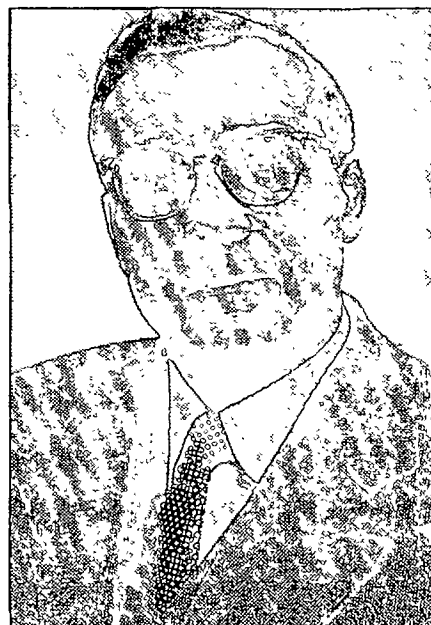
bis heute unklar, ob Bonn dazu wirklich von Berlin gezwungen wurde.)

Ein anderer skandalöser Fall ereignete sich 1965 in Bayern. Zum Gründungsrektor der neuen Universität Regensburg ernannte die bayrische Regierung Professor Götz Freiherr von Pölnitz, der sich im „Dritten Reich“ durch nationalsozialistische Äußerungen stark belastet hatte. Der bayrische Kultusminister Huber stellte sich lange Zeit schützend vor seinen Mann. „Zur Sicherheit seiner wirtschaftlichen Existenz griff Pölnitz zu Mitteln der Tarnung“, so rechtfertigte der Minister die inkriminierenden Schriften seines Schützlings, bis das Belastungsmaterial sich allzu gravierend auswirkte und Pölnitz selbst von seinem Amt zurücktrat.

Auch der Gründungsrektor einer anderen westdeutschen Universität (Bochum), der 1963 von der Regierung des Landes Nordrhein-Westfalen ernannte Hamburger Professor Hans Wenke, hatte sich vordem durch nazistische und rassistische Äußerungen schwer belastet. In diesem Fall beugte sich die Landesregierung der öffentlichen Kritik. Im Sommer 1965 verzichtete sie auf Wenkes Hilfe bei der Gründung einer neuen Universität, ein Entschluß, der ob seiner Seltenheit allgemeine Beachtung fand.

Das sind also Lehrer der Nachkriegsjugend. Vor dieser Jugend stehen sie da als geistige und, wie man annehmen muß, auch als moralische Autoritäten.

An den Nazi-Universitäten gab es alle möglichen Leute: Widerständler, Schweiger, mehr oder weniger enthusiastische Anhänger des Regimes. Helden vom Format des Münchner Professors Kurt Huber, des geistigen Vaters der Geschwister Scholl, der für seine Gesinnung mit dem Leben bezahlen mußte, gab es nur wenige, Mitläufer dafür um so mehr. Nicht nur schweigende Mitläufer, solche, die bloß stumm und tatenlos zusahen, als die



Ex-Rektor Moser
... als ob nichts geschehen wäre“

Bücher ihrer Kollegen verbannt wurden — obzwar das Schweigen des Intellektuellen oft schlimmer sein kann als der brüllende Beifall der „ungebildeten“ Masse —, nein, auch Männer, die bewußt als akademische Steigbügelhalter des Tyrannen dienten. Sie bemühten sich, die Rechtmäßigkeit des verbrecherischen Regimes in unzähligen Vorträgen und mit „wissenschaftlichen“ Abhandlungen zu beweisen.

In den seltenen Fällen, in denen sie später zur Rede gestellt wurden, erklärten sie ihr Verhalten als „Zugeständnisse an den Zeitgeist“, oder, noch schlimmer, sie bagatellisierten ihr Verhalten: es sei „nicht über das damals Übliche“ hinausgegangen. Wenn sie das Naziregime gelobt und wissenschaftlich gerechtfertigt hatten, dann nur, um ihren „wahren Abscheu“ vor dem Regime zu „tarnen“...

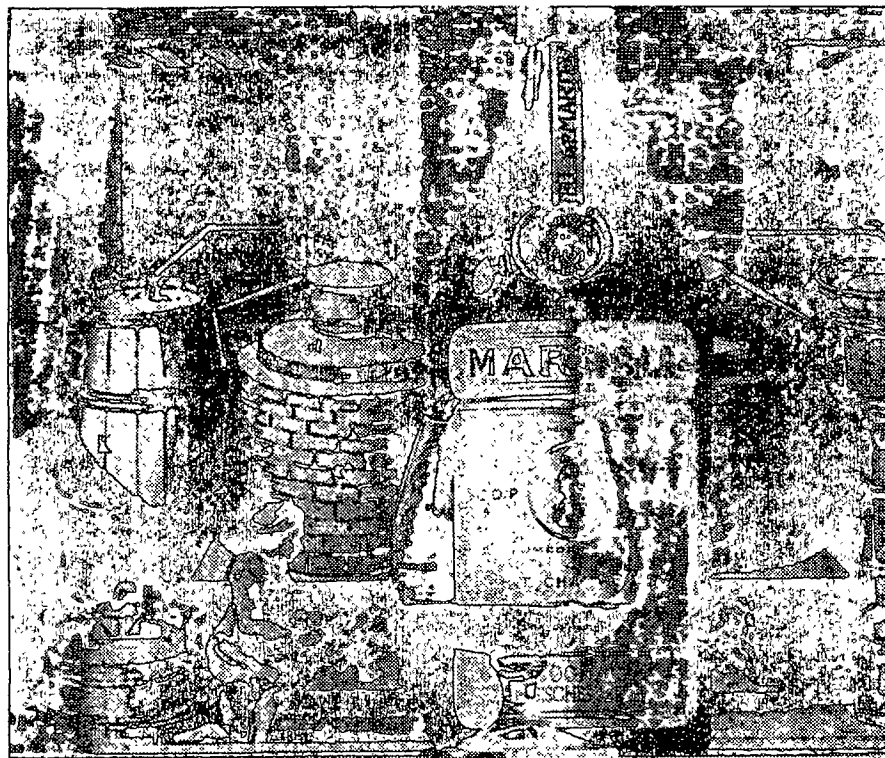
Männer dieser Art waren nicht Nazis im Sinne der Gestapo; es gehört zur Ironie der Geschichte (oder zur Natur des totalitären Staates), daß einige unter ihnen den Nazis manchmal verdächtig waren. Von der romantischen Verklärung des 19. Jahrhunderts ausgehend, bemühten sie sich, ihre traditionelle völkisch-nationale Einstellung mit der des Regimes zu versöhnen, wobei auch die Chance eine gewisse Rolle gespielt haben mag, die Stellen der vertriebenen jüdischen Akademiker zu erben. Ihre Wiedereinstellung zu Hunderten oder Tausenden als Lehrer der Nachkriegsjugend war kein Muß. Sie war eine folgerichtige Begleiterscheinung der konservativen Restauration.

Gegenstück zu dieser Restauration auf der Ebene der Studenten ist das Wiedererwachen der „schlagenden“ oder „farbentragenden“ Verbindungen.

„Korporationen“, „Turnerschaften“ oder „Burschenschaften“ genannt, sind sie ein merkwürdiges psychopathologisches Phänomen, das heute wieder untrennbar zum Bild der westdeutschen Universität gehört. An Zahl, politisch-gesellschaftlicher Tätigkeit und Einfluß überragen sie alle anderen studentischen Organisationsformen. Die Besatzungsmächte hatten die Korporationen verboten, weil sie vor 1933 gegen die Weimarer Demokratie eingestellt und antisemitisch tätig waren.

Nach Aufhebung des Besatzungsstatuts versuchten einige westdeutsche Rektoren mehr oder weniger ernsthaft, ein Wiederaufleben der Korporationen zu verhindern. Aber die Tradition war stärker. Und die Gerichte, die von ehemaligen Korporationsstudenten wimmeln, gaben den Korporationen recht. Heute gehören rund 40 Prozent der männlichen Studenten den verschiedenen Korporationen an, wovon ungefähr ein Viertel „schlagen“ und die sogenannte „Mensur“ betreiben. Die „Mensur“ ist ein Ritus, den deutsche Akademiker mit gewissen afrikanischen oder australischen Stämmen gemeinsam haben. Aus uralten Gründen zerfleischen sich diese und jene die Gesichter.

Die Narben, die man in Guinea „khanti“ nennt, heißen in Deutschland „Schmisse“. Sie beweisen Männlichkeit und Ehre. Schlagende „Studenten“ sind überzeugt, daß in jedem von ihnen ein „innerer Schweinehund“ lebe. Und



Tradition + Erfahrung = Médaille V.S.O.P.



Diese Gleichung kennt die Welt. Wo immer Menschen feiner Lebensart und Kultur zusammentreffen, schätzt und genießt man Martell Médaille V.S.O.P. Ein großer Cognac, gebrannt nach alten Verfahren, wie schon vor 250 Jahren, aber kontrolliert und geprüft von den erfahrensten Brennern und Verkostern in 55 modernen Brennereien rund um Cognac. Die besten Weinberge vor den Toren dieser verträumten Stadt liefern die Trauben zu jenen Destillaten, die dann im Dunkel schwerer Fässer aus dem atmenden Holz der Limousineiche in langen Jahren zum echten Cognac Martell Médaille V.S.O.P. heranreifen.

Ohnegleichen ist seine Reinheit und Milde. Kosten Sie ihn, genießen Sie ihn... im kleinen Kreis, oder zu zweit, oder allein.

COGNAC
MARTELL
MÉDAILLON
V.S.O.P.



Sechs neue automatische Schreibmaschinen — vorgestellt von Friden (müssen es sechs sein ?)

Ja, denn keine Schreibarbeit gleicht der anderen. Einmal geht es um Schemakorrespondenz, dann wieder um kompliziertes Formularschreiben. Die nächste Arbeit dient der Datenerfassung oder bereitet vielleicht Eingaben für Computer vor. Und täglich finden wir für unsere Kunden neue Wege der Schreibautomation.

Darum stellt Friden sechs neue FLEXOWRITER* Schreib- und Organisationsautomaten zur Wahl, damit Sie die Maschine "nach Mass" kaufen können—mit der Leistung, die Sie brauchen.

Eines unserer neuen Modelle ist zum Beispiel ein leistungsstarker, preiswerter Schreibautomat. Fragen Sie nach dem 2303.

Ein anderes Modell, der 2305, liefert Eingabedaten für Computer.

Und der 2201 hat eine auswechselbare Schalttafel, über die auch komplette Programme der Datenerfassung gesteuert werden können.

Dann gibt es noch 3 andere Modelle, den 2301, 2302 und 2304—sowie ganz neue Zusatzgeräte für Ein- und Ausgabe. So können Sie nicht nur sechs, sondern über hundert Möglichkeiten wählen, Ihre Schreib- und Datenerfassungsprobleme auch wirklich optimal zu lösen.

Tausende von Firmen arbeiten heute schon mit FLEXOWRITER Schreib- und Organisationsautomaten. Die neuen Modelle sind noch schneller, leiser—und funktionsgerecht gestaltet. Wenn es um Schreibautomation und Datenerfassung mit Lochstreifentechnik geht, rufen Sie die nächste Friden Geschäftsstelle an—Sie finden die Nummer im Telefonbuch—oder wenden Sie sich an Friden International S.A., 149, Avenue Louise, Brüssel 5, Belgien. Verkauf und Kundendienst in Europa und der ganzen Welt.

*EINE SCHUTZMARKE DER FRIDEN, INC.

FLEXOWRITER Schreib- und Organisationsautomaten von Friden

während sie diesen „inneren Schweinehund“ mit „Feigheit“, „Faulheit“ bis „Humanitätsduselei“ und „undeutschem Verhalten“ identifizieren, sind alle einer Meinung, daß die Masuren den inneren Schweinehund, wer immer er auch sei, überwinden helfe.

Ob sie sich nun „schlagen“ oder nicht, ein unangenehmer, autoritärer und nationalistischer Zug weht durch manche Korporationen und Burschenschaften. Er tritt auch da zutage, wo Korporationen „unpolitisch“ sind, im angenommenen Sinn des Wortes. Noch 1945 warnte der heutige westdeutsche Außenminister Dr. Gerhard Schröder in einer Rede vor deutschen Studenten: „Man kann nicht darüber hinwegsehen, daß bestimmte studentische Formen in der deutschen Vergangenheit Ausdruck einer Gegnerschaft gegen die Demokratie. Zeichen eines aggressiven Nationalismus und Zeugnis eines gewissen Kastengetriebes gewesen sind. Wir haben es erlebt, daß diese Formen von jenen Studenten gepflegt wurden, die zwischen sich und der deutschen Demokratie einen Graben gezogen haben... Bei manchen studentischen Verbindungen, die sich um alte Traditionen zusammenfinden, liegt die Gefahr nahe, daß sie mit der alten Form auch den alten Inhalt wiederbeleben.“ Heute genießen die Korporationen den Segen der Kirche, der Politiker aller Parteien sowie die stille oder auch verlautebarte Zustimmung der meisten Rektoren. Sie erhalten Subsidien aus öffentlichen Mitteln.

Zwei berühmte Kennzeichen der Korporationen — das Duell als obligatorische Schlichtungsform von Streitereien unter „Ehrenmännern“ und der Antisemitismus — sind „offiziell abgeschafft“. Das erste dieser beiden Zugeständnisse zum Geiste der neuen Zeit erzwang Anfang der fünfziger Jahre der verstorbene westdeutsche Präsident Heuss. Das zweite bedurfte keiner langen Ermahnung: Mit der Ausrottung und Vertreibung der Juden ist das Problem der jüdischen Studenten an westdeutschen Universitäten praktisch von selbst gelöst.

Historisch gesehen, stammen die heutigen Korporationen aus dem Mittelalter und aus den oft liberalen Erneuerungsbewegungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Praktisch sind aber die heutigen Korporationen nur wenig von diesen Traditionen beeinflusst. Ihr mythisches Wunschbild ist in den meisten Fällen eher die wilhelminische Epoche; es spiegelt ein konfuse Gemisch von Kitsch und Inferiorität, Feudalismus und völkischem Geist, sexueller Prüderie und Zotigkeit, Autoritätsgläubigkeit, christlich-abendländischem Sendungsbewußtsein und „elitärer“ Geringschätzung der Demokratie.

Gewisse Burschenschaften streiten heute für die „deutsche Sache“ in Südtirol, betrachten die Republik Österreich als integralen Bestandteil des wiederherzustellenden Reichs und unterstützen das „Heimatrecht“ der 1945 aus der Tschechoslowakei vertriebenen Sudetendeutschen. Abgesehen davon bilden die Korporationen ein Patronat großen Stils. Hierin liegt nach wie vor ihre Hauptstärke. Dank strategisch platzierter „Alter Herren“ (deren Stam-

mesangehörigkeit an rötlichen Gesichtsnarben erkennbar ist) im Regierungsapparat und in der Wirtschaft vermögen sie den beruflichen Aufstieg eines ehrgeizigen Korpsbruders zu beschleunigen. Die Korporation ist ein „Lebensbund“.

Korporationen sind also nicht bloß versnobte „Fraternities“ oder „Eating Clubs“, wie etwa die von Princeton, die nichts mit „Patriotismus“ zu tun haben, auch nicht Ehrenorden wie „phi beta kappa“, bei denen die Mitgliedschaft mit akademischen Errungenschaften verbunden ist. Man nennt sie „Blutsbrüderschaften“, was immer das bedeuten soll. In der Veröffentlichung einer Korporation heißt es (1962): „Traditionsgebundene Überlieferungen, die mit Blut geadelt sind, dürften positiver zu werten sein als mit Tinte geschriebene Statuten oder Gelübde, hinter denen nicht einmal der Ernst ausge-reifter Charaktere steht.“



Blessierter Korporations-Student: Urlaub von der Gegenwart

Dieser Adelung dient die „Mensur“. Sie hat mit normalem Fechtsport nichts zu tun. Das Florettfechten ist ein eleganter Sport mit hinreichenden Schutzmaßnahmen. Geschwindigkeit, Gewandtheit, Geschick, Übung, Intelligenz bestimmen den Sieger. Die „Mensur“ hat nichts Elegantes, nichts Sportliches. Ihr Endresultat ist die Verstümmelung des menschlichen Körpers.

Im komfortabel möblierten Verbindungshaus des ehrwürdigen Korps Borussia in Tübingen („Alte Herren“ zahlen Rechnungen) findet die „Mensur“ regelmäßig statt. Zwei Fechter („Pauker“) stehen sich gegenüber: Oberkörper, Hals, Arm und Nase in Bandagen gewickelt oder durch Brillen aus Drahtgitter geschützt. Schädel, Stirn und Wangen bleiben frei. Die Gegner wünschen sich „Waffenschwein“.

Dann beginnt ein schwerfälliges Fuchteln mit den Säbeln über den Köpfen, bis ein Hieb die entblößte Stelle des Gegners trifft und er seinen

Schmiß weghat. In der „Mensur“ kämpft der „Pauker“ nicht gegen seinen Widersacher. Er kämpft gegen sich selbst. Sein Feind ist sein „schlechteres Ich“, sein „innerer Schweinehund“. Den Sieg trägt nicht einer der Pauker davon, sondern die Ideologie des Bluts. Davon zeugen die ekelhaften, blutverkrusteten Fechtjacken, die im Paukboden von Borussia entlang der fahnenverhängten Wand wie heilige Reliquien aufbewahrt werden.

Das Messurenfechten ist bei den schlagenden Korporationen Pflicht. Jede Korporation bestimmt die Zahl der Pflichtmensuren. Sie schwankt zwischen zwei und drei von je zwanzig bis vierzig Gängen. Eine straffe Hierarchie regiert in den Korporationen: vom „Erstchargierten“ und „Zweitchargierten“ über den „Burschen“ bis hinab zu den untergeordneten „Füchsen“, die auf Bewährung aufgenommen

werden und allerlei knechtische Dienste leisten müssen (Bier holen für die „Burschen“, Schuhe putzen, usw.). Der Soziologe Theodor W. Adorno spricht von der Sehnsucht der Kollektivmenschen nach Unterwerfung und zugleich absoluter Herrschaft. Die Korporationen befriedigen diese Sehnsucht und rationalisieren sie zugleich, indem sie die Notwendigkeit „nationaler Traditionen“ unterstreichen.

Was hat das massive Comeback der Verbindungen zu bedeuten? In erster Linie, wie mir scheint, die Entpolitisierung eines großen Teils der Hochschuljugend im Sinn ihrer Isolierung von den wirklichen Problemen des modernen Lebens, eine Eskapade vom zwanzigsten Jahrhundert in eine romantische Traumwelt. Ein von den Universitäten geduldeter und vom Steuerzahler subventionierter karnevalistischer Urlaub von der Gegenwart, ein Verdummungsprozeß auf Massenbasis. Das kann für keine Demokratie auf lange Sicht gesund sein.

»photokina« ein Zauberwort für Fachleute und Amateure

Ganz gleich, ob Sie mit der Photographie beruflich verbunden sind oder sie als Hobby betreiben: Die »photokina« ist Ihre Weltausstellung! 575 Firmen aus 23 Ländern, darunter alle führenden Photo-unternehmen der Welt, stellen Bewährtes und Neues aus. Haben Sie spezielle Fragen? Techniker und Konstrukteure stehen an den Ständen für Sie bereit. In den berühmten »photokina«-Bilderschauen wurden wieder Tausende von Meisterphotos aus aller Welt zusammengetragen. Das größte Photostudio Europas mit Trick- und Werbeaufnahmen vor den Augen des Publikums, ein 40 000 l-Schwimmbecken mit praktischer Vorführung von Photographieren und Filmen unter Wasser, das »photokina«-Fernsehstudio des Westdeutschen Rundfunks mit Proben, Aufzeichnungen und Sendungen unter Mitwirkung der »photokina«-Besucher, 2 Nonstop-Kinos mit den besten Kurzfilmen der letzten 10 Jahre. — das sind nur einige der Attraktionen, die die »photokina« 1966 für Fachleute und Amateure noch interessanter machen. Nur alle 2 Jahre bietet die »photokina« in Köln einen Blick hinter die Kulissen — Sie sollten diesen Blick tun!



»photokina«
Köln 1966
1.-9. Okt.

Alle Auskünfte (Öffnungszeiten, Eintrittspreise, »photokina«-Katalog) durch:
Messe- und Ausstellungs-Ges. m. b. H. Köln